

Begegnung mit Schweizer Autoren in Basel

Autor(en): E. Max Bräm
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1968

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/6822b43b-8215-4495-b8ed-0eb0cf3dfeed>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Begegnung mit Schweizer Autoren in Basel

Von E. Max Bräm

Basel hat, was seine Kultur betrifft, immer als eine Stadt der Wissenschaften, der Musik und der Malerei gegolten. Ist es in diesem 20. Jahrhundert auch eine literarische Stadt? Diese Frage ist weniger eindeutig zu beantworten. Es scheint, Basel habe in den ersten zwei bis drei Jahrzehnten über seine Mauern hinaus einen literarischen Ruf besessen. An der Verbreitung dieses Rufes waren insbesondere während der Entfaltung der Mundartdichtung Schriftsteller wie Fritz Liebrich und Dominik Müller beteiligt. Auch Erzähler wie Emanuel Stickelberger und Felix Moeschlin trugen über die Kantonsgrenzen hinweg viel zum Begriff des literarischen Basel bei. Und so lange sich auch das «Quodlibet» mit Literatur befaßte, waren maßgebende Kreise der Gesellschaft am literarischen Leben der Stadt beteiligt. Doch seit dem Ende der dreißiger Jahre hat sich die Situation grundlegend verändert. Es wurde eine mühselige Arbeit, weitere Kreise für das literarische Leben zu interessieren. Und sicher kann Basel nicht als Mittelpunkt literarischer Gespräche bezeichnet werden, wie es etwa Zürich im vierten Jahrzehnt oder schon vorher geworden war, als sich in jener Stadt und ihrer Umgebung emigrierte deutsche Schriftsteller niederließen. Es ist auch nie wie Ascona zu einem Stelldichein aller möglichen Schriftsteller geworden.

Es ist äußerst schwierig, die Gründe für eine gewisse literarische Lethargie zu finden. Dies mag zum Teil daran liegen, daß eine stark industrialisierte Gesellschaft am Abend die Muße und Kraft nicht mehr aufbringt, sich aktiv an Gesprächen zu beteiligen, die die Kunst des Wortes angehen. Zum andern Teil mögen auch die offiziellen Stellen eine Mitschuld tragen. So hat man mir z. B. auf die Anregung im Jahre 1952, man möchte den damals siebenzig Jahre alt werdenden Schriftstellerinnen Cécile Ines Loos und Ida Frohnmeyer eine literarische Feier bereiten, aus dem Schoße

der Staatlichen Literaturkommission u. a. geschrieben: «Es wird kaum möglich sein, eine größere Feier von seiten der Behörden zu veranstalten, da ein solches Vorgehen weittragende Konsequenzen hätte» (13. November 1952). Was für Konsequenzen als jene, die ähnliche Anlässe zur Folge gehabt hätten? Rühmlich darf daher bemerkt werden, daß die jetzige Literaturkommission neue Wege sucht, Basler Schriftsteller vorzustellen und ein literarisches Gespräch in Gang zu bringen. Es ist zu hoffen, daß diese Unternehmungen dem Bürger den Weg zur Einsicht öffnen werden, der Beruf des Schriftstellers sei nicht geringer zu achten als jeder andere Beruf.

Insofern ist die Haltung Basels gegenüber dem literarischen Schaffen kein Sonderfall, als z. B. Otto F. Walter feststellt, daß der Schriftsteller innerhalb der Schweiz überhaupt als Fremdkörper betrachtet wird. In seiner eben herausgekommenen Schrift «Die Schweiz und ihre Schriftsteller — die Schriftsteller und ihre Schweiz» stellt Kurt Marti fest, daß das schweizerische Bürgertum sich während anderthalb Jahrhunderten politische und soziale Verhaltensformen geprägt habe, die als etwas Festes gesetzt sind. Er braucht dafür den englischen Begriff «establishment». Diesem «establishment» erscheint jeder Schriftsteller verdächtig, der nicht mit ihm übereinstimmt. Und hierin liegt ein weiterer Grund, weshalb sich der auf eine bürgerliche Lebensform Eingeschworene nicht am literarischen Leben beteiligen mag. Es fragt sich nun nur, ob der einfache Schweizer Bürger bloß aus diesen Gründen dem literarischen Gespräch gegenüber Interesselosigkeit zeigt oder ob die Schriftsteller nicht auch eine Schuld daran haben. Jene, die im Ausland groß geworden sind, halten es oft nicht mehr für nötig, im Kreise einer kleineren schweizerischen Gemeinschaft, die literarisch interessiert ist, zu lesen, insbesondere nicht, wenn die finanziellen Mittel für ein Engagement klein sind. Und so fragt sich gerade der einfache Schweizer Bürger, ob denn Schriftstellerei in manchen Fällen nicht eher ein Geschäft statt einer Berufung zum Wort sei, die schließlich zum Beruf führt. Diese Seite des Problems müßte ebenfalls angeleuchtet wer-



An der Schaffhauser Schriftstellertagung 1965: Prof. Dr. H. Zbinden, R. I. Humm und Dr. E. Max Bräm (von links nach rechts) im Gespräch.

den. Es ist aufs innigste mit dem heutigen Verlagswesen gekoppelt. Etwas spitz formuliert könnte man sagen: Was geschäftlich gut geht, macht vor den Augen der Gesellschaft den großen Schriftsteller, was geschäftlich unrentabel ist, kommt schon gar nicht vor das Auge der Gesellschaft.

Da stellt sich nun die Frage, was denn überhaupt außer der Lektüre einen Kontakt zwischen dem Schriftsteller und der Gesellschaft herstelle. Ist es nicht die direkte Konfrontierung von Angesicht zu Angesicht, die auch hier am eindrucklichsten menschliche Beziehung schafft? Sind nicht Stimme und Augen des Menschen die Organe, die uns ver-raten, was in seinem Innersten vorgeht? Soll das bei einem Schriftsteller anders sein als bei andern Menschen? Zwar wird immer wieder die Theorie aufgestellt, daß man die künstlerische Leistung nicht mit der menschlichen Erscheinung ihres Schöpfers vergleichen dürfe. Dem widerspricht meine Erfahrung mit über hundert Schweizer Autoren, so daß ich unterstreichen möchte, was Fritz Alexander Kauffmann (deutscher Kunsthistoriker und Geisteswissenschaftler, 1933 wegen seiner Zugehörigkeit zur Liga der Menschenrechte aus dem Staatsdienst entlassen) in seiner nachgelassenen Formenkunde sagt: «Die Vorzüge, die wir erfahrungsgemäß an einem Menschen zu schätzen pflegen», müssen «auch im Werk gespiegelt erscheinen und geradezu der Inhalt, die nähere Bezeichnung der Lustregungen sein, die uns dieses Werk möglicherweise auslöst und die wir Qualitäts-erlebnis nennen. . . . das Werk trägt unweigerlich den unverkennbaren Stempel seines Schöpfers.» Damit ist jener direkte Kontakt zwischen Autor und Zuhörer gerechtfertigt, wie ihn Vorlesungen oder Vorträge von Schriftstellern bringen. Die Aufgabe, solchen menschlichen Kontakt zu fördern, hat der Verein schweizerischer Literaturfreunde übernommen, der jetzt, im Jahre 1967, in Basel das 50. Jahr seines Bestehens feiert.

1917 war in manchen Teilen der Deutschschweiz und des Tessins der Wunsch erwacht, dem Schweizer Volk das literarische Schaffen einheimischer Schriftsteller nahezubringen. Unter dem Zentralpräsidium von Dr. Hermann Aellen wurde

die gesamtschweizerische Vereinigung der Schweizer Literaturfreunde ins Leben gerufen. Nach ihrer Hauptaufgabe, das schweizerische Volks- und Schrifttum zu fördern, hätte ihr Name eigentlich besser «Freunde der Schweizer Literatur» geheißen. Der erste Präsident des Basler Zweigvereins war Dr. Walter Keller, der Autor der nachmals viel gelesenen Tessiner Geschichten. Von einem Briefkopf jener Zeit lassen sich die verschiedenen Niederlassungen ablesen, und es mag recht instruktiv sein zu erfahren, wo überall Zweige erblühten. Die Orte waren: Basel, Bern, Biel-Bözingen, Chur, Locarno, Lugano, Rüti (ZH), Thusis, Thalwil, Wettingen, Wülflingen, Zug und Zürich. Über den Verlauf der Tätigkeit der Gesamtvereinigung habe ich nichts auffinden können, denn schon 1944, als ich die Führung des Basler Zweiges übernahm, war von der Existenz der übrigen Zweige keine Spur mehr vorhanden, sei es, daß sie sich verwandelt hatten oder sogar untergegangen waren. Vorher hatte sie eine von Dr. Hermann Aellen gegründete Zeitschrift «Heimatstimmen» zusammengehalten. Es ist bemerkenswert, daß sich die Institution ausgerechnet in dem «unliterarischen» Basel halten können, und dies mit ungefähr 300 Mitgliedern, was sich angesichts der Einwohnerzahl unserer Stadt bescheiden ausnehmen mag. Wenn man jedoch bedenkt, daß rund ein Fünftel regelmäßig die Autorenabende besucht, so zeigt sich doch, daß ein Interesse für unsere Schweizer Schriftsteller besteht. Und da die Abende öffentlich sind, erhöht sich die jeweilige Zahl der Zuhörer auf 70 bis 100.

Den Höhepunkt ihrer Tätigkeit freilich erlangten die Literaturfreunde in den zwanziger Jahren unter der Führung von Dr. H. Steiner und Rektor Christian Brack. Damals konnten die Lesungen und Vorträge vierzehntägig durchgeführt werden bei einer Besucherzahl bis zu 300. Unter den damaligen Autoren figurieren u. a. Heinrich Federer, Josef Reinhart, Meinrad Lienert, Albert Steffen, Max Pulver, Alfred Huggenberger, Robert Faesi und Francesco Chiesa. Wenn man die Besucherzahlen von damals und heute nebeneinander stellt, könnte man auf ein Nachlassen des Interesses der Basler an den Schweizer Schriftstellern schließen. Allein, es ist

zu bedenken, daß die Entwicklung des Radios seit den dreißiger Jahren dem literarisch Interessierten bequemere Möglichkeiten des Zuhörens verschafft hat, so daß er sich nicht mehr gern von zu Hause fortbemüht. Erst heute, so scheint mir, erkennt der Mensch wieder stärker, daß eine persönliche Begegnung mit einem Schriftsteller mehr bedeutet als eine Begegnung durch die Vermittlung eines modernen Kommunikationsmittels. Radio und Television ersetzen den menschlichen Kontakt nicht. Wenn man beobachtet, wer heute immer noch den direkten Kontakt mit dem Schweizer Autor sucht, kommt man zum Schluß, daß es nicht die Angehörigen einer höheren sozialen Schicht sind, sondern gerade Vertreter des vielfach geschmähten einfachen Bürgertums: kaufmännische Angestellte, Hauswarte, pensionierte Lehrerinnen (nicht Lehrer!), Hausfrauen, kurzum wirkliche Liebhaber der Literatur, und zu ihnen gesellen sich noch Jugendliche. Diese Beobachtung stimmt mit dem überein, was der Berner Kultursoziologe Hans Zbinden sagt: Er führt aus, daß die Lese-dichte in der Schweiz im einfachen Volk groß sei, und fügt wörtlich bei: «Angestellte, kleine Handwerker, Arbeiter, selbst Bauern haben ein Verhältnis zum Buch und besitzen eine manchmal beachtliche Bibliothek.»

Dank der Mitarbeit eines aufgeschlossenen und verständnisvollen Vorstandes ist es mir möglich gewesen, die Wahl der Autoren nach sachlichen Gründen vorzunehmen. Und da die Schweizer Schriftsteller im allgemeinen eher bescheidene und opferbereite Geistesarbeiter sind, war es möglich, eine Begegnung zwischen Autor und Hörer zu vermitteln, die im Laufe der Jahre einen Querschnitt durch das Schaffen in der Deutschschweiz vermittelte, der Konformismus wie Nonkonformismus, Lyrisches wie Dramatisches, Erzählerisches wie Essayistisches offenbarte. Dabei trat das künstlerische wie das menschliche Erlebnis im oben angeführten Sinne in den Mittelpunkt. Das Jahr 1960 muß als Wendepunkt betrachtet werden, indem bis zu diesem Zeitpunkt ältere Generationen noch vorwiegend das Gesicht der deutschschweizerischen Literatur prägten, während seither jüngere Schriftsteller in den Vordergrund getreten sind. Diese zeichnen sich durch ihre

kritischere Haltung gegenüber der schweizerischen Tradition aus. Sie gehen in Stil und Gehalt neue Wege, was den älteren Hörern oft Mühe bereitet, während die jüngeren den Kontakt rascher finden.

In den vierziger und fünfziger Jahren zählten viele Basler Schriftsteller zu den Mitgliedern der Literaturfreunde und halfen das Gesicht der Zuhörerschaft prägen, während heute die Jüngeren — von einzelnen Ausnahmen abgesehen — der Begegnung mit ihren Landeskolegen fernbleiben. Ihr Urteil ist kritischer, härter geworden, und das Bedürfnis nach Kontakt offenbar geringer. Ob sich unter den heutigen Schriftstellern auch so etwas wie eine Berufsrivalität ausbreitet, wie das in andern Berufen zu beobachten ist? Das hieße Verlust an Menschlichkeit, und auch der Literaturfreund entbehrt die direkte Begegnung im Zuhörerraum mit bekannten Gestalten seiner Stadt, wie sie in früheren Jahren möglich war. Da sah man immer wieder Rudolf Graber, den Autor der Fährengeschichten; Anna Keller, die erfolgreiche Verfasserin von Kinderversen und -geschichten, Cécile Ines Loos, die Romanschriftstellerin, die sich durch ihre treffenden Bemerkungen auszeichnete; die vielgelesene Autorin der Jugendromane «Judith» und «Michael», Ida Frohnmeier; dann und wann auch den Gestalter sozialer und religiöser Romane, Hermann Schneider; den Baselbieter Dichter Traugott Meyer; die Erzählerinnen Luise Wolfer und Hedy Weber; die Mundartlyrikerin Heidi Würth, und — meist mit gezücktem Stift — als Kritiker Claude Richard Stange. Sie alle standen auch einmal am Lesepult in der Hofstube des Bischofshofes, wo seit Jahrzehnten die Leseabende stattfinden. Viele von ihnen weilen leider heute nicht mehr unter uns, und keine Jungen haben ihre Plätze eingenommen.

Entgegen der Ansicht, daß Dichtervorlesungen und Begegnungen mit Schriftstellern ebensogut in einem Café stattfinden könnten, haben die Literaturfreunde daran festgehalten, daß der stille Raum allein die Atmosphäre für jene innere Berührung schaffen kann, die der Autor wünscht. Dank der Bereitschaft der Evangelisch-Reformierten Kirche Basel-Stadt, insbesondere ihres Verwalters, Herrn Dr. E. Sand-

reuters, konnte den Autorenabenden jener äußere Rahmen gegeben werden, wo sich die Autoren wohl fühlten. Nur wenige von ihnen haben jeweils die Vorlesung als ein bloßes Geschäft betrachtet, das mit seiner Erledigung abgeschlossen war. Drei kennzeichnende Briefstellen mögen zeigen, wie wichtig es für die meisten Schriftsteller ist, in einem stillen Raum mit Menschen zusammenzukommen, die für sein Schaffen aufgeschlossen sind. Vor bald zwei Jahrzehnten schrieb mir nach seiner Vorlesung der Walliser Dichter Adolf Fux aus Visp: «Der Nachklang in Ihren Zeitungen war genau so warm wie meine Aufnahme im Schoß der Basler Literaturfreunde. Mein Aufenthalt in Basel, der in Ihrem Hause so freundlich begonnen hat und im Münster bei einer Solistenprobe und einer nachträglichen Plauderstunde bei Ida Frohmeyer den Abschluß fand, wird mir unvergeßlich bleiben. Selten noch kehrte ich so zufrieden in meine Berge zurück, wissend, daß dem einsamen Rufer doch ein Echo beschieden ist, ein aus aufrichtigen Menschenherzen kommendes.»

Den Essayisten und langjährigen Präsidenten des Schweizerischen Schriftstellervereins Professor Dr. Hans Zbinden, Bern, hatte ich gebeten, ganz ungezwungen eher aus dichterischer als aus wissenschaftlicher Arbeit vorzulesen. Das erweckte in ihm vorerst einige Bedenken. Doch nach der Vorlesung schrieb er: «Ich gestehe, daß mir beim Lesen vieles, was ich für mich allein im Grunde sehr ungern wieder lese, wieder lebendig und gegenwärtig wurde, eben weil es aus dem Kontakt mit freundlich mitgehenden Hörern heraus neues, frischeres Leben gewann. So bin ich nun nachträglich ganz froh, das Experiment eines ‚Autorenabends‘, vor dem ich mich bis jetzt immer drückte, versucht zu haben, wobei ich mir freilich bewußt bin, daß bei Ihrer Vereinigung eine besondere günstige Atmosphäre hierzu herrscht.»

Es kommt vor, daß ein Autor noch viel später auf seine Vorlesung zurückkommt. Drei Jahre nach seinem Auftreten am Basler Lesepult schrieb mir der Berner Lyriker Erwin Schneiter: «Ich sah vor mir die winterlichen Gassen in Basel, sah uns im trauten Gespräch beim gemeinsamen Nachtessen

und erlebte anschließend noch einmal die ... literarische Feier im Bischofshof. Obwohl ich diesen herrlich-alten Raum erst einmal gesehen habe, erspüre ich gleichsam die ganze Atmosphäre des musikalisch umrahmten Abends eindrucklich erlebend noch einmal. Ich weiß noch, daß der Wind auf der Gasse pfiß, als ich von Zuhörern in Diskussion gezogen wurde, daß ich den Mantelkragen hochschlug und den Hut tief ins Gesicht zog.»

Die Begegnung mit dem Schriftsteller im Vorleseraum ist demnach nicht einseitig, sondern gegenseitig. Der Autor fühlt, ob seine Zuhörer bereit sind, mit ihm zu gehen, ihm zu folgen, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Spürt er die Spannung der Menschen auf sein Werk hin, so lösen sich seine Hemmungen, und er wird sich eher geben, wie er ist. Eine lebhaftere Wechselbeziehung stellt sich ein. Der regelmäßige Besucher der Autorenabende wird sich im Sinne F. A. Kauffmanns die Fähigkeit immer mehr erwerben, nach einem beschränkten künstlerischen Ausschnitt das Ganze zu erkennen, zu beurteilen, was echt, was gekünstelt ist, was gekonnt, was nicht gekonnt ist, was Qualität, was nicht Qualität ist. Er wird aber auch einsehen lernen, daß die Individualität des Autors maßgebender ist als eine hochgepriesene Richtung und daß der Wert des Kunstwerkes nicht von Lobpreisungen der Mode abhängen darf. Er wird nicht nur die Vielfalt in der Horizontalen, d. h. der Dichtungsgattungen, sondern auch die Vielfalt in der Vertikalen, d. h. vom Einfach-Volksmäßigen bis zum Hochkultivierten-Intellektuellen erkennen.

Mit der Aufgabe betraut, dies alles dem Zuhörer zu vermitteln, hat sich der Verein Schweizerischer Literaturfreunde bemüht, Vertreter aller Gattungen des deutschschweizerischen Schrifttums nach Basel zu rufen, und, soweit es möglich war, auch das rätoromanische Schriftgut zu berücksichtigen, neben dem schriftsprachlichen Schaffen auch die Mundarten zum Wort kommen zu lassen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß der Zugang zum Erzählerischen am leichtesten, der Zugang zum Dramatischen am schwersten ist. Dieses gehört ja auch vornehmlich auf die Bühne. Dennoch waren Begegnungen mit Dramatikern in der Vorlesung instruktiv. Je nachdem, ob der

Lesende selber schauspielerisches Talent besitzt oder nicht, versteht er es, die Zuhörer zu fesseln. Cäsar von Arx z. B. war ein guter Referent, wenn man ihn über den technischen Aufbau seiner Dramen und seine Ideen über das Drama sprechen ließ, jedoch eher ein schwacher Leser seiner eigenen Werke. Seine Scheu und Verhaltenheit gegenüber den Menschen ließ ihn nicht völlig aus sich heraustreten. Ganz anders Hermann Ferdinand Schell, der Vater einer ganzen Schauspielerdynastie; er trägt ein Feuer in sich, das sich auf seine Dramenpersonen ausbreitet und den Zuhörer fesselt. Leicht individualisiert dieser Dramatiker bis zu vier verschiedene dramatische Gestalten, so daß sich der Zuhörer wie im Theater vorkommt. Ja, es ist eigentümlich, daß Schells Stücke, von ihm selber gelesen, oft mehr wirken als auf der Bühne. Er müßte eigentlich der Regisseur seiner eigenen Stücke sein. Nicht weniger wirkungsvoll liest auch Arnold Schwengeler aus seinen Dramen vor. Der Fall des holländischen Malers Van Megeren, der im Kampf gegen die Gepflogenheiten des heutigen Kunstbetriebes steht, hinterließ im «Fälscher» einen nachhaltigen Eindruck. Auch Max Gertsch besitzt, ähnlich wie Schwengeler, ein Temperament, das eine kräftige Gestaltung der Vorlesung garantiert. Leider war es nie möglich, die Spitzendramatiker der Schweiz, Dürrenmatt und Frisch, mit den Literaturfreunden zu konfrontieren, wohl weil sie eine derartige Begegnung nicht mehr nötig haben; die Theater garantieren ihnen genügend Begegnung mit dem Publikum.

Immer wieder ist festzustellen, daß Mundartabende am besten besucht werden. Eine verhältnismäßig große Schicht unserer Bevölkerung hat eine Vorliebe für die verschiedenen Idiome der Schweiz. Die Literaturfreunde haben sich immer wieder mit Freude darauf eingestellt und im Laufe der Zeit verschiedene Landesteile durch Mundartdichter vorgestellt. Das entspricht auch den Statuten, die u. a. die Förderung des Volkstums verlangen. An dieser Stelle darf wohl einmal betont werden, daß es keine Schande ist, das Provinzielle auch im Schrifttum zu achten und nicht geringschätzig abzutun. Ausgerechnet ein Berliner hat das erkannt. In der Zeitschrift

«Der Monat» (Mai 1964, Heft 200) hat Klaus Harpprecht gesagt: «Die Schweiz ist welthaft, weil sie es nicht scheut, Provinz zu sein. Das ist ein Vorzug, den sie mit Süddeutschland teilt. Provinz, die sich nicht übernimmt, wird keineswegs eng.» Im Laufe der Zeit haben die Literaturfreunde eine umfassende Übersicht über das Provinzielle durch Lyrik und Erzählung erhalten. Sie umfaßt folgende Mundarten: das Stadtbaselddeutsch durch Blasius und den Glopfgaischt (Felix Burckhardt und Robert B. Christ), das Landbaseldeutsch durch Traugott Meyer, das Solothurnerische des Schwarzbubenlandes durch Albin Fringeli, das Emmentaler Berndeutsch durch Hermann Hutmacher, das Brienzerdeutsch durch Albert Streich, das Oberländerdeutsch (Frutigen) durch Maria Lauber, Zürichdeutsch durch Traugott Vogel, Appenzellerisch durch Heinrich Altherr und Schaffhauserdeutsch durch Albert Bächtold, der mit seinem gelungenen Versuch der Darstellung von Menschenschicksalen in der Russischen Revolution in seinem Roman «Pjotr Ivanovitsch» weit über das Provinzielle hinausgreift. Eine ganz besondere Begegnung war jene mit der im Dialekt des Bieler Seelandes dichtenden Gertrud Burkhalter. Gedichte aus ihrem Band «Stygüferli» waren vom ehemaligen Basler Konservatoriumsdirektor Walter Müller von Kulm vertont worden und konnten anlässlich einer Lesung der Dichterin uraufgeführt werden.

Suchen immer noch viele Basler die Begegnung mit dem Mundartdichter, so fallen lyrische Abende immer etwas problematisch aus, weil die Aufnahme von Gedichten hohe Anforderungen stellt. Verbunden mit erläuternden Worten über das Wesen der Lyrik und der Einstellung des Autors zu ihr können Leseabende auch auf diesem Gebiet angenehme Begegnungen verschaffen. Die Hörer mochten feststellen, daß sich auch der Schweizer Lyriker immer mehr von der streng metrischen Form und der Idylle, wie sie etwa noch bei Karl Kuprecht gepflegt wird (Landschaft des Zürchersees), abwendet und neue Wege sucht. Wenn auch nicht völlig von der Tradition befreit, erschienen so bei Albert Ehrismann und Hans Schumacher neue Formen und Themen, die die Existenz des modernen Menschen und die Technik berühren.

Aber auch die tiefenpsychologisch interessanten Gedichte Erika Burkarts vermochten viele Hörer, namentlich junge, anzuziehen, und auch Hans Werthmüllers Gedichte wurden als höchst persönliche Prägungen aufgenommen und gewürdigt, ähnlich wie Rainer Brambachs frisch und direkt wirkende Bilder und Menschentypen im «Tagwerk».

Am eindeutigsten fällt F. A. Kauffmanns These, daß schon ein kleiner Ausschnitt aus einem künstlerischen Schaffen die «Handschrift» des Schöpfers im weitesten Sinne vertrate, auf dem Gebiet der erzählenden Dichtung aus. Diese nahm denn auch immer den größten Raum ein. Einige Beispiele mögen das knapp charakterisieren:

Wenn Arnold Kübler aus seinen Oeppi-Romanen vorliest, erkennt man bald zwei Züge: er verweilt so bei einem Menschen oder einer Sache, daß der Hörer mit ihm tief in die psychische Struktur eindringt; zugleich aber werden die äußeren Umrisse mit zeichnerischer Kraft festgehalten. Erzählt er dazu außerdem noch aus seinen Berliner Tagen zur Zeit der Geldentwertung nach dem ersten Weltkrieg, z. B. wie er aus dem Honorar seines Dramas «Schuster Aeolus» gerade noch ein Paar Schuhe kaufen konnte, dann sieht man auch noch ein anderes Gesicht: das des Kabarettkünstlers und des Dramatikers. — Eine Begegnung mit Peter Kilian ohne seine Fabeln bliebe eine blasse Angelegenheit, denn diese überzeugen den Zuhörer davon, daß dieser Schweizer Autor ein Meister in der Gestaltung der kleinen erzählerischen Form ist, ähnlich wie der in Genf ansässige Eduard H. Steenken. Ein kurzer Ausschnitt aus dem Jürg-Jenatsch-Roman des in Basel ansässigen Hans Mohler läßt aufhorchen: er verrät einen Dichter, der bei möglichst genauer Erforschung der geschichtlichen Hintergründe die über Jahrzehnte verstreuten Ereignisse so verdichtet und in den Seinsgrund des bündnerischen Menschen leuchtet, daß ein weniger idealisiertes Bild des Bündner Freiheitshelden entsteht als bei C. F. Meyer. Es ist wirklichkeitsnah und entspricht dem modernen Empfinden, das voller Mißtrauen ist gegenüber der Verschönerung einer geschichtlichen Gestalt, die so viele häßliche Gesichter trug. — Als der in Basel lebende Schriftsteller Gustav Keckeis

(gest. am 10. März 1967) aus seinem riesigen Roman «Die spanische Insel» vorlas, verriet er sich als der, der er das ganze Leben lang gewesen: als Sucher nach den menschlichen Zusammenhängen, der inneren Rätselhaftigkeit des Individuums sowie der Masse. Wie schon in seinem Roman «Die fremde Zeit» enthüllte sich ein dichterischer Gestalter, dessen menschliches Sein mit dem künstlerischen voll im Einklang stand, kurz ein Hüter der Mitte, wie es das Ziel vieler großer Schweizer gewesen ist. — Als Vertreter der abendländischen Kultur, griechisch-christlich, stellte sich der Luzerner Joseph Vital Kopp vor (gest. 1966). Ausschnitte aus den Romanen «Sokrates träumt» und «Die schöne Damaris» zeigten die umfassende Persönlichkeit ihres Schöpfers: den klaren Geist, die mystische Verbundenheit mit der Welt der Antike und des Mittelalters, zugleich Aufgeschlossenheit für die Wandlung unserer Zeit (eine der zutreffendsten Einführungen in Teilhard de Chardins Werk stammt aus der Feder Kopp), das Streben nach Maß und Ordnung als Ergebnis menschlicher Erkenntnis am Ablauf der abendländischen Geistesgeschichte. — Als stärker nur der zeitgenössischen Gesellschaft zugewandt zeigte sich Albert Jakob Welti (gest. am 5. Dezember 1965). Immer frisch, heiter und unternehmungslustig wie ein Jüngling trat Welti vor seine Zuhörer, mit dem nötigen Abstand vor sich selber, was ihm einen bezwingenden Humor sicherte. Freudige Mitteilbarkeit zeichnete ihn aus, während der Verfasser vieler Kultur- und Gesellschaftsromane, Kurt Guggenheim, bei einer Vorlesung eher den Eindruck von Kühle und Verslossenheit machte. So fällt auch der streng sachliche Charakter des Romans «Alles in Allem» auf, der sich mit der Entwicklungsgeschichte Zürichs befaßt, gegenüber der lichtereren Art von Welti «Wenn Puritaner jung sind».

Etwas vom Interessantesten bei all diesen Begegnungen ist die Frage, wie sich die Autoren selber zum Problem Mensch – Künstler stellen. Es gibt solche, die sich im Kontakt mit den Hörern aufschließen wie Welti, der viel von französischer Lebensart aufgenommen hat, während er in Genf hauste, oder wie der Zürcher R. J. Humm, der sich rasch und gern

in jede literarische Diskussion einläßt, wie der frühere Theatersekretär und Schriftsteller Paul Wehrli, der es gewohnt ist, mit Schauspielern umzugehen, wie W. R. Corti, der Gründer des Pestalozzidorfes, der sich rasch angesprochen fühlt, wenn man auf seine Ideen eingeht. Andere wiederum bleiben zurückhaltend-verschlossen, wollen nur ihr Wort, aber nicht ihre Persönlichkeit wirken lassen (nicht ahnend vielleicht, daß sie diese auch im Wort verraten), wie der Mundartdichter Albert Bächtold, der widerwillig wird, sobald man sich für die Zusammenhänge zwischen seinem Leben und seinem Werk interessiert, oder Otto Steiger, der gerne still und in sich gekehrt verweilt, oder Cécile Ines Loos, die es nach ihren Erfahrungen für nötig fand, in der Öffentlichkeit eine Maske zu tragen. Sie hielt einst, als ich sie besuchte, beide Hände mit gespreizten Fingern vor ihr Gesicht und sagte: «So muß man in die Welt hinaustreten, scharf zwischen den Fingern hindurch die andern beobachten, aber ihnen den Zutritt zu einem verwehren.» Für jeden Hörer, der sich für menschliche Eigenart interessiert, ist auch dieses Verhältnis zwischen dem Menschen und dem Künstler an einem Vorleseabend ein unvergeßliches Erlebnis.

Da der Begriff «Autor» von den Literaturfreunden im weitesten Sinne aufgefaßt wird, kommen auch Essayisten verschiedenster Art zum Wort. So erzählte der Musikhistoriker Anthony van Hoboken von der Anlegung seines heute unentbehrlich gewordenen Haydn-Kataloges, der nach den Gesichtspunkten des Mozart-Köchel-Verzeichnisses aufgebaut ist. Alfred Fankhauser aus Bern sprach über die Bedeutung der Astrologie in der Formung dichterischer Gestalten, Lezza Uffer aus St. Gallen über die romanische Dichtung Pater Lozzas, Ernst Aeppli über die Deutung des Traumes und Hanns U. Christen aus Basel brachte feuilletonistische Aperçus.

Wir befinden uns in einem Jahrzehnt stärkster Wandlung. Die alte Generation verschwindet langsam, sie, die lange das schweizerische Literaturschaffen bestimmt hat, verliert an Gewicht, ein neues Fühlen und Denken tritt mit der jüngeren Generation auf den Plan. Auch die Hörer verjüngen sich

und stellen andere Anforderungen als die älteren Literaturfreunde. Deshalb hat die Konfrontierung mit jüngeren Autoren namentlich seit etwa 1960 begonnen. Da sind z. B. folgende zu finden: Herbert Meier als Romanschriftsteller und Dramatiker, der sich insbesondere mit dem Generationenproblem befaßt, mit dem Aufeinanderstoßen einer noch in der traditionellen Welt stehenden Generation und einer neuen, die aus dem Bestehenden ausbricht; Raffael Ganz, der lange in Amerika gelebt hat und uns in seinen Erzählungen fremde Lebensformen vor Augen führt; Hans Boesch, der in seinen Romanen die Spannung zwischen der technischen Entwicklung und der seelischen Unterentwicklung gestaltet; Walter Mathias Diggelmann, der sich mit der Gesellschaft aus eigener Kindheitserfahrung im Zwiespalt befindet und deshalb diese Gesellschaft kritisch beleuchtet; Paul Nizon, der auf der Suche nach einer literarischen Form ist, die die rasche Abfolge von Bewußtseinsvorgängen einfangen will; Heinrich Wiesner, der sich eine Kurzform von «Lakonischen Zeilen» oder Erzählungen geschaffen hat, um die Mißstände der Gesellschaft ironisch zu geißeln und damit indirekt an der Wandlung zu einer neuen Sozietät zu arbeiten.

Wenn der Leser erkannt hat, daß der «Verein der schweizerischen Literaturfreunde» in Basel in den 50 Jahren seines Bestehens nicht den Charakter eines Fossils trägt, sondern einer Gemeinschaft, die sich um den Kontakt mit einem Zweig des deutschschweizerischen Kulturschaffens bemüht und sich in der Zeit und mit der Zeit wandelt, so ist das Ziel dieser Ausführungen erreicht.